

Armin Kerber

MARTHALER MUSS GEHEN. DAMIT MARTHALER BLEIBT.

Rede im Theaterhaus Gessnerallee am 3. September 2002
anlässlich der Protest-Veranstaltung gegen die Kündigung
Christoph Marthalers als Intendant des Zürcher Schauspielhauses

Marthaler muss gehen. Und alle reden vom Geld. Und alle fragen sich, ob alle vom Geld reden, weil es tatsächlich um Geld geht oder vielleicht doch noch um etwas ganz anderes.

Marthaler selbst spricht häufig vom Reichtum dieser Stadt, und die neue Spielzeit im Schauspielhaus steht unter der Fragestellung der «Neuen Armut». Dies ist ganz real ökonomisch gemeint, und Reichtum meint Geld haben und Armut meint keines haben. Und jetzt kriegt Christoph Marthaler kein Geld mehr, und das heisst dann in Zürich, er soll gehen, denn ohne Geld wäre man ja arm, und das geht schlecht im reichen Zürich.

Als ich vor sechs Jahren nach Zürich kam und wir gemeinsam das Theaterhaus Gessnerallee ein wenig umkrepelten, da hatte ich den Eindruck, in eine reiche Stadt und in ein reiches Theater zu kommen. Nicht dass Sie mich verstehen: ich meine dies gar nicht im ökonomischen Sinn – dass diese Gessnerallee hier gnadenlos unterfinanziert ist, war von Anfang an klar und seltsamerweise irgendwie dann das geringste Problem, da hatten wir ganz andere – nein, nicht um diesen Art Reichtum ging es, sondern um den Reichtum an Ideen und Initiativen, Projekten und Plänen, auf die ich hier Mitte der 90er Jahre in Zürich traf. Es war fast eine kulturpolitische Aufbruchstimmung zu spüren, als wir anfangen und selbst dann versuchten, für ein paar Hochstimmungen zu sorgen.

Welche möglichen geheimen Verbindungen und Abhängigkeiten zwischen dem enormen kulturellen Kreativitäts-Schub und dem riesigen Steuerüberschuss von Stadt und Kanton Zürich in diesen letzten Jahren bestehen könnte, soll hier nicht weiter Thema sein, das kann uns vielleicht Niklas Luhmann in einem ruhigen Moment aus dem Grabe erklären. Fakt ist, dass der in den letzten Jahren gewonnene monetäre Reichtum zwar Zürich zur einzigen nahezu schuldenfreien Grossstadt Europas gemacht hat, Fakt ist aber auch, dass dieser Reichtum nur sehr zögerlich in die Kulturdecke Zürichs eingesickert ist. Sehr viele Aktivitäten, die den kulturellen Reichtum der letzten Jahre in Zürich ausgemacht und nicht zuletzt seinen neuen internationalen Ruf begründet haben, waren und sind im low- und middle-budget-Bereich zu Hause.

Die meisten von Ihnen wissen, wovon ich spreche, denn sie waren oder sie sind noch dabei. Sie kämpften in den 80ern, sie grübelten in den frühen 90ern und sie ernteten in den letzten sieben, acht Jahren. Martin Heller, der mit seinen Ausstellungen im Museum für Gestaltung wichtige Trendlinien zog, Rico Bilger, der mit seinem Literaturfestival in Leukerbad eine Art alpine Aussenstation Zürichs begründete, Samir und Swiss und ihre Dschoint-Ventschr, die wunderbare Filme von Anna Luif und Stina Werenfels produzierten, Bice Curiger und Juri Steiner, die im Kunsthaus für «Freie Sicht aufs Mittelmeer» sorgten, der medientaugliche underground-hype um Philipp Meier, das Ensemble für Neue Musik mit seinen vielfältigen

Experimenten, Mass & Fieber um Niklaus Helbling und Martin Gantenbein mit ihrem Bambification-Kultstück, Peter Weber, der im stillen Winkel von Pipilotti Rists «Züri-Factory» seine Toggenburger Wasserfälle zu Papier brachte, Urs Fischer, der hier in der Gessnerallee als Bühnenbildner für die Off-Off-Bühne Igor Bauersimas arbeitete – dies sind nur wenige Namen von vielen vielen Menschen, die in den 90er Jahren der Stadt Zürich ein völlig neues Gesicht und Profil gaben, immer wieder auf der Scheidelinie zwischen Kommerz und Subvention tanzend, und ohne dass ihnen irgendjemand den kulturpolitischen Auftrag dafür gegeben hätte.

Dieses in sich vernetzte, unter- und oberirdisch zwischen allen möglichen Stadtkreisen verzweigte System steuerte auf eine geheimnisvolle Weise sich nahezu selbst: Ideal also für optimistische Kulturpolitiker, die gerne als Zaungäste und Moderatoren auftreten und dabei immer in der Lage sind, sich gelegentlich wechselnden Winden anzupassen und aus dem Stehgreif Diderot zu zitieren.

Richtig anpacken mussten sie erst, unsere Kulturpolitiker, als sie Christoph Marthaler auf die Bildfläche brachten. Und dafür sei ihnen hier aus vollem Herzen gedankt. Und vielleicht weil Christoph Marthaler als letzter an Bord dieses reich gefüllten Schiffes gekommen ist, wurde er für uns alle zu einer Art Galionsfigur diese aussergewöhnlichen Zürcher Gegenwart, die gerade dabei ist, Vergangenheit zu werden.

Denn Vergangenheit ist diese Gegenwart spätestens seit heute abend, auch wenn wir unser Ziel erreichen werden, dass Marthaler bleibt. Denn an heute abend müssen wir wirklich kämpfen. Und das war in den vergangenen Jahren in dieser Stadt nicht vorgesehen. Da wurde vielleicht gescheuert und gehakelt, aber nicht gekämpft.

Umso besser, dass wir seit hundert Tagen einen Stadtpräsidenten haben, der den ersten Anzeichen nach den Kampf nicht scheut. Elmar Ledergerber spricht von kulturellem Frieden, den er für diese Stadt sucht, und zieht gegen eine ganze Breitseite dieser Stadt in den Kampf. Elmar Ledergerber macht uns klar, was wir fast verschlafen hätten: Die Zeit der sanften Stimulation und kulturellen Selbstregulation ist vorbei.

Wenn heute Abend sich so viele Menschen unter dem Motto «damit Marthaler bleibt» in der Gessnerallee versammeln, so bin ich mir dabei gar nicht so sicher, ob tatsächlich alle hier anwesenden voller Leidenschaft danach gieren, sich auch für die nächsten fünf Jahre dreimal jährlich ihre Marthaler-Inszenierung rein zu ziehen. Und trotzdem sind sie hier, damit Marthaler bleibt. Denn um eines klar zu stellen: es geht in keiner Weise darum, irgendwelche Claqueur-Stimmungen für oder gegen einen Künstler zu verbreiten.

Diese Versammlung heute Abend in der Gessnerallee ist ein leibhaftiger Misstrauens-Antrag gegen die Kulturpolitik der Stadt Zürich. Hier in dieser Diskussion geht es darum, welche Kriterien für städtischen Reichtum und für kulturelle Freiheit in dieser so vielfältig reichen Stadt für die nächsten Jahre gelten sollen. Deswegen sind wir alle hier. Und deswegen muss Christoph Marthaler bleiben – im Schiffbau und im Pfauen.

Ich danke Ihnen.

